

psychologisch erklärbar und deshalb in höchstem Mass wahrscheinlich, nicht bestrebt sein konnte, eine bestimmte und einzige kategoriale Aussage über Jesus als einzige und letztverbindliche Prädikation zu propagieren, sondern sich bemühte, in jedem sich eröffnenden (z. B. durch Mission usw.) Bereich die obersten und letztgültigen Kategorien für die Aussage über Jesus, seine Verkündigung, sein Gott-Verhältnis, seine Person (und Gottes »Person« in ihm) in einen jede andere Grösse ausschliessenden Sinn und Dienst zu nehmen. Es ist nur die Konsequenz, dass schliesslich unter der Voraussetzung (Behauptung) der Verbindlichkeit eines (natürlich unter Einschluss und nicht im Absehen von »Physikalität« als einer analogieverhafteten Präfiguration einer in die Totalität des Seins reichenden Metaphysik-Ontik, welche in Metaphysik-Ontologie letztverbindlich aussagbar wird) Welt-bildes die Kategorien nicht mehr variabel, sondern »festgefügt« und hierarchisch aufgebaut bzw. geordnet werden. Und es ist die Konsequenz, dass »Jesus« von jetzt an (also von einem bestimmten Zeitpunkt der so verlaufenden Theologiegeschichte an) seine Letztverbindlichkeit nicht mehr durch Einnahme der in einem raschen Wechsel sich anbietenden Prädikationen, sondern durch die Fixation auf die als höchstgültig erachtete (im Sinn des zugrunde liegenden kategorialen Aussagesystems) erhält und fortan behält.

Der entscheidende Unterschied zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart (sich vollziehender Theologie) liegt nun aber doch wohl darin, dass wir heute ein kritisches Bewusstsein und damit eine Möglichkeit zu kritischer Reflexion (und das bedeutet zugleich »Distanz« zu »objektmassiger« Verhandlungsweise) über diese Prozesse als solche haben oder doch mindestens haben können. (Dass dies nicht einfach »gegeben« ist, sondern erarbeitet werden muss, macht ja eine der entscheidenden Schwierigkeiten aus, der viele Missverständnisse entspringen, weil aus der Vorstufe des kritischen Bewusstseins dessen »Relativitäten« bzw. »Relativierungen« nicht als positive Grössen erkannt und deshalb wiederum nicht anerkannt werden können.)

Die heutige Situation ähnelt aus vielfältigen Gründen wieder der urchristlichen: Die alles beherrschende und durchdringende Einheit eines christlichen Weltbildes ist auseinandergesprengt, und dies gilt auch dort, wo das Christentum in irgendeiner Weise noch ansonsten vorherrschend oder doch mitbestimmend sein mag, ja es gilt dies sogar für geradezu alle Innenbereiche des Christentums selbst. Dass die Konsequenzen aus einer derartigen Situation – auch in dem uns beschäftigenden Zusammenhang – keineswegs als bedrohlich erachtet werden müssen, das danken wir vorderhand ebenso dem Beispiel des Urchristentums wie der neutestamentlichen Wissenschaft, welche uns diesen Sachverhalt erkennen lehrt.

Christliche Theologie wird also vor der Aufgabe stehen, wie und in welchen Kategorien sie im Hinblick auf welche Fragestellungen die Unüberbietbarkeit des Ereignisses »Jesus« in seinen verschiedenen Dimensionen zu explizieren vermag. Denn in dieser »Unüberbietbarkeit« (wie immer sie dann einzeln zu erklären sei) liegt doch das Unikum des ganzen Christentums, insoweit es wirklich sich auf Jesus als auf die Mitte seiner Offenbarungstheologie und dem für sie sich darin anzeigenden und darin verbürgten Offenbarungsgeschehen beziehen will. Der Beitrag Hengels, in dessen Verfolgung wir einige der dort schon angezeigten Linien auf dem hermeneutischen Schnitt zwischen neutestamentlich-religionsgeschichtlicher Erhebung und theologisch-systematisierender Aus-

führung auszuzeichnen suchten (soweit dies in der Kürze hier möglicher Andeutungen vollziehbar ist), dürfte ausserordentlich ertragreich wirken, wenn man es versteht, sich auf ihn einzulassen. Hengel unterstreicht abschliessend noch einmal die Bedeutung der Kategorie »Sohn Gottes« für eine christliche Theologie. Immerhin wird man aber eine genaue Lektüre dessen, was dort gesagt ist, nachdrücklichst empfehlen dürfen.

O. K.

OTFRIED HOFIUS: Der Christushymnus Philipper 2, 6–11. Untersuchungen zu Gestalt und Aussage eines urchristlichen Psalms. (Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament, hrsg. von M. Hengel, J. Jeremias, O. Michel, Band 17). Tübingen 1976. Verlag J. C. B. Mohr. 118 Seiten.

Die Studie enthält folgende Abschnitte: I. »Bis zum Tod am Kreuz« (S. 3–17); II. Die universale Huldigung (S. 18–55); III. Gedankengang und Skopus des Christushymnus (S. 56–74); IV. Der Skopus des Christushymnus und der Hebräerbrief (S. 75–102); Anhang: Übersetzung des Hymnus (S. 103). — Dies sind die durch den Verfasser gewählten Hauptabschnittsüberschriften; zu bemerken ist, deutlichkeitshalber, dass sachlich unter II. der Textabschnitt Phil 2, 9–11 behandelt wird, während der Gesamthymnus in Abschnitt III. vorgestellt wird. Für den auch nur bescheidenen Kenner der Diskussion um den »Christushymnus« des Philipperbriefs zeigt sich in den oben vorgestellten Überschriften bereits an, wie das Interesse der Untersuchung orientiert ist, für deren Vorlage man dem Verfasser — unbeschadet einzelner Differenzen — ausserordentlich dankbar sein darf. Dieser Dank ist hier nicht als »Füllsel« irgendwelcher Art eingesetzt: er bezieht sich vorab 1. auf die neu beigebrachten oder doch neu erhobenen literarischen Materialien (vgl. dazu etwa die S. 41–55), und 2. auf den Versuch, diesen »Psalm« als ein Beispiel urchristlicher literarischer Gestaltung in neuer Sicht (formal wie inhaltlich, vgl. S. 4–17; dazu dann der Bezug zu und die Abgrenzung gegenüber dem Hebräerbrief, vgl. S. 75 ff.) vorzustellen, wobei den Fragen des »Hintergrundes« (vgl. S. 41 ff.) eine besondere Bedeutung zukommen muss.

Gerade bei überaus hoher Anerkennung dieser Leistung muss aber doch sehr deutlich bleiben — oder, falls es das nicht ist, so sollte es das werden –, dass gerade in dieser so schwierigen Materie, wie Phil 2, 6–11 (mit — nicht nur literarischem, wie sich verstehen sollte — »Kontext«) sie darstellt, gegenwärtig *ungleich stärker als anderswo nur beispielhafte Durchführungen möglich* sind, die den Charakter eines »Beispiels« in genau zuzumessender Relativierung auf sämtliche veranschlagungsmöglichen Komponenten einerseits ebenso beanspruchen können, wie sie diesen (Charakter) auf der anderen Seite eben schwerlich zu überschreiten vermögen. (Dass eine solche Aussage wie die soeben unsererseits gemachte für gewöhnlich in ihren Folgeansprüchen nur schwer oder gar nicht »geortet« werden kann, spricht natürlich auch für sich.)

Konkret: manche Zuspitzung, wie sie seitens des Verfassers z. B. gegenüber Lohmeyer oder Grässer (zu letzterem, der eine »Antwort« inzwischen nicht schuldig blieb, vgl. in der vorliegenden Studie etwa die »geharischte« Anmerkung 43 auf S. 85 f.) vorgenommen wird, erscheint mir sachlich weder so stark gerechtfertigt noch nötig, wie sie vorgetragen wird — und überdies dem ansonsten durchaus überzeugenden Entwurf eher schädlich oder abträglich als förderlich. Das ist meines Erachtens zu bedauern, denn wie jede Erfahrung lehrt, wird mit »Zuspitzungen« gewöhnlich mehr aufs Spiel gesetzt

als man meint. Und es wäre schade, wenn die ausserordentliche positive Leistung des Verfassers sich selbst beeinträchtigte, zumal er in zahlreichen traditionell verhärteten Einzelfragen mit vielen feinsinnig-differenzierenden und alte Gegensätze überwindenden Sichtweisen aufzuwarten versteht.

O. K.

JOACHIM ILLIES (Hrsg.): *Brudermord. Zum Mythos von Kain und Abel*. München 1976. Kösel-Verlag. 188 Seiten.

Von verschiedenen Seiten wird hier der Versuch unternommen, des Menschen in seiner Vielfalt und in seiner Wahrheit ansichtig zu werden. Die Grundlage für die weitgespannten Überlegungen bildet der biblische Bericht von Kain und Abel. Dadurch wird ein Blick hinter die Fassaden unserer üblichen und geläufigen Vorstellungen vom Menschen ermöglicht.

Dabei wird deutlich, wie tief der Drang nach Rivalität und Konkurrenz in uns allen steckt und wie dadurch eine ruhige und gelassene Anerkennung des Mitmenschen blockiert wird. Wir sind alle vom Gift des Vergleichens durchsetzt und können die auf uns zukommende Enttäuschung und Zurücksetzung nicht ertragen. Der »Kain in uns« (37) reagiert sehr heftig und unreflektiert und zerbricht rasch die Schranken, die das Nachdenken über uns und die Distanz zu uns selbst (63) uns verschaffen möchte. Damit verfehlen wir unser Menschsein, weil wir den Mitmenschen nicht mehr verantwortlich in unsere Überlegungen und unser Tun einbeziehen (14; 65).

Bei Kain führt dieses auf Ausschaltung des Mitmenschen gerichtete Denken zum Mord. Sein Handeln nötigt uns, über Macht und Möglichkeit des Bösen in uns und unter uns nachzusinnen. Dabei darf man auf der einen Seite – trotz der heute vielfältigen Proteste – nicht versäumen, vom Bösen im Menschen auszugehen (42), auf der anderen Seite muss aber betont werden, dass »der Mensch ›diesem Bösen‹ nicht zwangsweise anheimfällt« (42). Neben der Realität der Sünde bleibt die Möglichkeit der Entscheidung (38). Doch darf dies nicht zur Verharmlosung dieses Faktors führen. »Wer realistisch die Welt betrachtet, kann nicht der Ideologie von einer ›friedfertigen Natur‹ des Menschen anhängen« (53). In einer erschütternden Weise wurde dies in einem durch einen Blindtest offenbar, den der bekannte Wissenschaftler Leopold Szondi auf Bitten eines israelischen Psychiaters abfasste. In seinem Gutachten hiess es unter anderem: »Der Mann ist ein Verbrecher von einer unstillbar tötenden Gesinnung. Seine Gemeingefährlichkeit wird durch das autistische Macht-Ich und die Projektionsbereitschaft noch gesteigert. Zu bemerken wäre noch, dass wir in unserer 24jährigen Testpraxis unter mehr als 6000 gedeuteten Testserien keine einzige fanden, die den autistischen Kain in dieser Quantität und Dominanz gezeigt hätte. Es handelt sich somit um einen fast einzigartigen Fall.« (50) Erst ein Jahr später erfuhr Szondi, dass er – *Adolf Eichmann* getestet hatte. [Hervorhebung d. Red. d. FR] Es ergibt sich, dass mit einer Bagatellisierung des Bösen nichts Gutes erreicht wird. »Böses lässt sich nicht dadurch aus der Welt schaffen, dass man es leugnet.« (54) Diese schmerzliche Betretenheit verursachende Aussage bedeutet zweierlei. Einmal gilt es das Böse und den Bösen vollbringenden Menschen zu unterscheiden. Denn mit der Vernichtung eines Menschen oder einer Menschengruppe wird dem Bösen nicht Schach geboten; es wird dadurch dem Bösen nur neue Unterstützung zuteil. Gott schützt nämlich ausdrücklich den Versager und eröffnet ihm dadurch eine neue Chance (66); denn auch der Mörder

ist mehr als seine Tat und wird nicht zum Freiwild. Und fürs andere ergibt sich der Auftrag, in einem unermüdlichen, zähen Ringen gegen den »Kain in uns« (56) anzugehen. Denn nur durch diesen wachen und beharrlichen Kampf, zu dem auch Selbstüberwindung und Verzicht gehören, kann es gelingen, dass wir Menschen werden und bleiben und unseren Mitmenschen zum Bruder machen.

Dieses Buch vermittelt nicht nur eine weitgefächerte Anregung, sondern es setzt Akzente, aus denen Konsequenzen für Denken und Handeln sich ergeben. So leistet es einen entscheidenden Beitrag zur Verwirklichung unseres Menschseins. Rudolf Pfisterer, Schwäbisch Hall

KARL KERTELGE (Hrsg.): *Rückfrage nach Jesus. Zur Methodik und Bedeutung der Frage nach dem historischen Jesus (Quaestiones disputatae 63)*. Freiburg–Basel–Wien 1974. Verlag Herder. 223 Seiten.

Für das christlich-jüdische Gespräch ist die Rückfrage nach dem historischen Jesus von besonderer Bedeutung.

Seit dem Zeitpunkt, da E. Käsemann eine »neue Frage nach dem historischen Jesus« als Forderung erhob (1954), ist das gegen die Bultmannsche Richtung gewendete Interesse der christlichen Exegese am historischen Jesus ständig im Wachsen begriffen. Aber, wie manche diesbezüglichen Veröffentlichungen zeigen, ist für die Theologie wie für den Glauben noch nicht viel gewonnen, wenn das dürftige Bultmannsche »Dass« der Existenz des historischen Jesus mit allerlei Einzelheiten aus der vorösterlichen Geschichte aufgefüllt wird, die menschlich ungemein interessant sein mögen, aber deren theologische Relevanz nicht erkennbar wird. Deshalb verdient es Anerkennung, wenn in diesem Buch, das die Referate der Tagung der deutschsprachigen katholischen Neutestamentler vom Frühjahr 1973 zusammenfasst, die Frage nach dem historischen Jesus neuerlich aufgegriffen und methodologisch wie theologisch ausführlich erörtert wird.

Die methodischen Probleme und Schwierigkeiten dieses »Rückgangs« werden von F. Hahn und Fr. Mussner eingehend ausgearbeitet. Der evangelische Theologe F. Hahn geht in seinen »Methodologischen Überlegungen zur Rückfrage nach Jesus« (S. 11–77) nicht nur auf die den Historiker interessierenden Fragen nach der Selektion der Stoffe, nach Umfang und Bedeutung des Interpretationsprozesses des Überlieferungsgutes und nach den Kriterien für eine sachgerechte Rekonstruktion des vorösterlichen Jesus ein, er bietet unter Auswertung dieser Prinzipien auch »Anhaltspunkte für ein Gesamtbild der vorösterlichen Geschichte Jesu«, die letztlich alle auf ein umfassendes Neuheitserlebnis hinweisen, welches sich »im Gegenwärtigwerden des Heiles« (S. 45) im Wirken und an der Gestalt Jesu artikulierte. Interessant und wohl-tuend ist die Art und Weise, wie Hahn diese historisch-kritische Frage nach dem vorösterlichen Jesus von der dogmatischen Frage nach dem »vere homo« abhebt, deren sich Exegeten heute auffallend häufig annehmen, ohne die dogmatischen Implikationen dieser ihrer Fragestellungen zu bedenken. So ist es nicht überraschend, wenn Hahn am Ende vor unreflektierter Aktualisierung und vor der Einführung moderner Verstehenskategorien in die Frage nach dem historischen Jesus warnt. Dem entspricht auch die Feststellung: »Hier muss Ernst damit gemacht werden, dass die isolierte Darstellung der vorösterlichen Geschichte... für sich allein keine theologische Funktion hat« (S. 72). Dass die Überwindung der »Isolation« nur im Glauben der Kirche möglich ist, wird am Schluss des Beitrags nachdrücklich betont.